Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 25 (1949-1950)
Heft: 2

Artikel: Schule ohne Muttersprache : zwei Ergänzungen
Autor: Vogel, Traugott / Bühler, H.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1069012

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schule ohne Muttersprache

Zwei Ergänzungen

Von den vielen Zuschriften, die wir im Zusammenhang mit dem Artikel von Max Groß in der Juli-Nummer erhalten haben, drucken wir zwei besonders interessante ab.

TRAUGOTT VOGEL

Der bekannte Lehrer-Dichter und Inhaber des Literaturpreises der Stadt Zürich, unterstützt in einem flammenden Artikel die Anklage.

1.

Der Aufsatz von Max Groß « Schule ohne Muttersprache » muß jeden Freund der Mundart nachdenklich stimmen. Alles, was der Verfasser zu melden hat, trägt den Eichstempel der traurigen Wahrheit, und allem, was er fordert, stimmen wir aus betrübtem Herzen zu. Mit Wehmut erfüllt einen nicht so sehr die untrügliche Tatsache behördlicher Stumpfheit in diesen Dingen als vielmehr das anscheinend Unabwendbare und Hoffnungslose der Lage. Es dünkt einen, niemand in der Heimat könne hier ernsthaft Abhilfe schaffen, niemand überhaupt versuche es mit ganzem Einsatze, außer einigen bereits Müdgekämpften. Einer, ein einziger könnte die Lage retten; aber dieser eine ist bis heute ausgeblieben: ein großer Dichter, der sich der Heimatsprache ergäbe, wie sich einst Mistral dem Provenzalischen weihte. Mit einem Male müßte er aus dem alemannischen Grunde aufwachsen, einer Königskerze gleich, die aus dem freien Boden aufblüht und leuchtet und alle Bedenken und Nörgelei überblendet; er müßte gutmachen, was wir trotz Zwingli an unserem Schweizerdeutsch gesündigt haben. Nein, es wäre nie zu spät für diese hohe Zeit der heimischen Erhöhung unserer Mundart zur Schriftsprache; ihr Dichter wird ersehnt, sein helvetischer Thron steht in unsern Herzen bereit. Aber er läßt uns warten. Es ist zum Weinen.

2.

Nicht die Mundart hat versagt; wir sind es, die versagten. Sie hat uns seit Jahrhunderten die Treue gehalten und ist die Art unseres Mundes geblieben, trotz hochdeutsch ausgerichteter Kanzel-, Druck-, Katheder- und Kanzleisprache. Wir haben sie laufen und verwildern lassen wie ein Haustier, das uns zur Pflege anheimgegeben ist; und das gute Tier ist dennoch nicht zugrunde gegangen. Gewiß, es hat Schaden an Leib und Seele (Wortschatz und Satz-

bau) genommen und hat gelitten, wie unsere Pflanzen- und Tierwelt litt, bis sie unter Schutz gestellt wurde, nachdem viel Unwiederbringliches draufgegangen ist. Aber es gibt ihn wenigstens, den Naturschutz; gibt es aber einen wirksamen Mundartschutz? Man müht sich (im Bund Schwyzertüütsch) redlich darum, und wir gingen heute über ein noch trostloseres Schuttfeld, hätte man sich nicht dieses anfälligsten Geistesgutes angenommen. Aber laßt uns hier von der Schule reden, die « ohne Muttersprache » längst an Blutarmut leidet.

Es ist wahr, was Kollege Max Groß sagt: In der Schule wird die Mundart nicht länger als unbedingt notwendig geduldet. Nicht weil der Lehrer sie nicht liebte; aber er traut ihr nicht und traut ihr keine Tiefe und Tragkraft zu. Er zweifelt daran, daß seine Schüler aus dem schmalen Humusgrunde der eigentlichen Muttersprache genügend Nährstoffe zu ziehen imstande seien, um so hoch aufzuwachsen, wie er sie nach dem stoffsüchtigen Lehrplane zu ziehen hat, und er fährt bald-bald mit den Kunstdüngersäcken der Hochsprache aufs Feld. Scheltet ihn nicht; er ist der Geschobene und Gezerrte derer, die fürs Leben Vorbereitete verlangen und Lebenstüchtigkeit mit Geschäftstüchtigkeit gleichsetzen. Im Gegenteil: lobt ihn, denn immer wieder ist es ein Schulmeister, der warnt und die vorzeitige Kunstdüngerfuhre verlästert. (Schon im Jahre 1878 sprach Jost Winteler zu der aargauischen Lehrerschaft über die « Begründung des deutschen Sprachunterrichts auf die Mundart der Schüler! ».) Freilich zu seinen und Otto von Greyerz' Zeiten war die Mundart beim Schüler noch beinahe ungefährdet, und es ging darum, auf deren gesundem Grunde die Hochsprache aufzubauen; jener Männer Anliegen und Streben war, ein gutes Hochdeutsch anzuerziehen, nicht etwa der Mundart unter die Arme zu greifen. Heute « muuderen » beide, sowohl Mundart als Hochdeutsch; denn der muttersprachliche Nährgrund ist verarmt und entsalzt, und unsere Sorge gilt dem gemeinsamen, dem einzigen Mutterboden nicht allein allen Sprachvermögens, sondern jeglicher Gemüts- und Sinnesbildung. Das Feld der Sprache liegt brach, schlimmer: Unkraut wuchert darauf und versamt. Darum unsere Trauer. Der Verstand darbt, der ganze Mensch zersetzt sich, wenn das Gemüt verkommt. Denn: da die Muttersprache serbt (ein Ausdruck Pestalozzis), verkümmern die Organe, durch welche die Seele atmet. Das mindeste, was wir aus unserer Kümmernis zu fordern wagen, ist daher: Helfet von oben und von unten, von außen und von innen, aus Gesellschaft, Schule und Familie, helfet, helfet, damit die Heimat atme, durch die Lungen unserer Mundart schnaufe!

Was kann die Schule beitragen? Es wurde bereits den Forderungen des Herrn Groß zugestimmt. Wir begehren noch einiges hinzu, wollen hier aber nicht wiederholen, was wir mit andern über « Pro Helvetia » bereits als dringend angemeldet haben, und bestätigen, geradezu gekränkt, daß es tatsächlich so ist: jene « wohlbegründete und äußerst höflich gehaltene Eingabe der „Pro Helvetia" an die kantonalen Erziehungsdirektoren ist ohne Echo geblieben ».

3.

Ich mag hier nicht hinstehen und Narben vorweisen an Händen und an Stellen, die nicht obenan liegen; aber ich muß bezeugen, daß man bis vor kurzem als Halbnarr betrachtet und behandelt wurde, wenn man mit den « größten Reformern des Sprachunterrichtes » versuchte, « den Deutschunterricht auf der Mundart aufzubauen » (Groß) und ganz unten bei den Erstkläßlern anfing, diese Forderung im ersten Lese- und Schreibunterrichte in die Tat umzusetzen. Meine städtische Schulbehörde hat mir noch vor wenigen Jahren durch schriftlichen Erlaß verboten, meine eigene Mundart-Fibel oder eine fremde in meiner ersten Klasse zu verwenden, und zwar aus der kurzschlüssigen Überlegung heraus, die vom Lehrplan geforderte « Muttersprache» sei das Hochdeutsche und nicht die Mundart der Kinder. Ich habe mich um das Verbot freilich nicht gekümmert und berief mich auf die Freiheit in der

Wahl der Methode. Heute gibt es jedoch schon viele Erstklassen im Kanton Zürich, in welchen der erste Leseunterricht (hauptsächlich nach der « Roti-Rösli »-Fibel) mundartlich erteilt wird. Man unterscheidet auch hier zwei grundsätzlich von einander verschiedene Arten des Vorgehens: die analytische und die synthetische Methode. Die erstere geht vom Wortganzen, ja Satzganzen aus; die zweite gibt dem Kinde die einzelnen Laute und deren Zeichen (Buchstaben) und läßt sie zum einfachen Worte zusammenfügen. Ich selbst stehe für die zweite Methode gut, und zwar aus folgender Überlegung:

Da die Mundart hauptsächlich gesprochen und gehört wird, wendet sie sich weniger an das lesende Auge als ans Ohr. Damit man den Schüler an ihr lesen lehren kann, muß man die Mundartworte zuerst ins Buchstabenkleid zwängen, einem bis dahin freilebenden Wilde gleich, das ins Gehege genommen wird. Sie fühlen sich in der Enge der Schrift nicht wohl (ungewohnte, befremdende Wortbilder!); aber wie man einen Stall zum Laufgehege erweitert, soll man unserer Meinung nach auch die Mundartwörter vorerst großzügig nur in Großbuchstaben einfangen, aus deren Verband sie sich um so leichter lösen, als sie sich nur unverbindlich darein begeben haben. Die Erfahrung lehrt zudem, daß wohl der geübte Erwachsene im Wortganzen liest, nicht aber das Kind; es zerlegt das zu lesende Wort in seine Teile (wie der Vogel den Kern oder wir Großen ein neues Fremdwort) und nimmt Teil um Teil, ein Lautzeichen ums andere, auf. Zum Beispiel las ein vorschulpflichtiges aufgewecktes Kind eine Warenhausanschrift als « Rebnull » und fragte den Vater nach dem Sinn dieses Wortes. Das bedeute nichts, war der Bescheid. Da las das Kind die Schrift statt von unten nach oben von oben nach unten und fand « Nullber » heraus. Wieder war das Ergebnis ein sinnloses Wort und blieb es so lange, bis der Vater entdeckte, daß die « Null » ein « O » war und das Ganze OBER hieß. Das Kind hat also nicht im Wortganzen gelesen, sondern setzte Laut um Laut zusammen (Synthese).

4.

Jahrelang weigerte ich mich vor mir selbst, dem Kinde des ersten Lesealters Mundartwörter in einer andern als der bröckligen Großbuchstabenschrift vorzusetzen, aus Sorge, das mundartliche Wort verbinde sich zu einer festgegossenen, zu einprägsamen Form, wenn es sowohl Groß- als Kleinbuchstaben, also Unter- und Oberlängen, aufweise, und in dieser reichen Umrißform komme es zu sehr dem hochdeutschen Schriftbilde zu gleichen und bewirke später Verwirrung in der Rechtschreibung. Ich sagte mir « GUET » löse sich und zerfalle williger als « guet » und trete dem hochdeutschen Schriftbilde « gut » nicht zu nahe. Seit einiger Zeit versuche ich auch diese Schwierigkeiten zu umgehen, zum Teil mit Erfolg (indem ich nahe Entsprechungen vermeide, und z. B. nie mundartliches «Taag» neben hochdeutsches «Tag» setze).

Wir sind hier auf methodische Fragen eingegangen, weil sich an ihnen die Einstellung des Mundartfreundes zum Leben überhaupt aufdecken läßt: Der Sprachfreund, der sich als Lesemethodiker betätigt, kommt um den schmerzlichen Entscheid nicht herum, entweder der Mundart oder dem Kinde ein Leid zuzufügen. Steht er zur Mundart und will er ihr dazu verhelfen, daß sie besser gesprochen, geschrieben und mehr gelesen werde, so ist nicht zu umgehen, daß er das Kind anhält, ja nötigt, vor oder neben der hochdeutschen Schriftsprache die regelrechte mundartliche Schriftsprache (Methode Dieth «Schwyzerütschi Dialäktschrift») schreiben und lesen zu lernen. Was hat das Kind damit gewonnen? Ist ihm damit ein reiches mundartliches Schrifttum erschlossen? Bewahre! Es ist zwar Innig-Schönes da, aber wenig, und was an währschafter älterer Kost vorliegt, ist zudem in der sogenannten Skelett-Schrift gedruckt, mit der man zum Teil heute noch ängstlich darauf bedacht ist, das Aussehen der Mundartwörter unter Anlehnung an die hochdeutsche Schreibweise zu schonen, also statt « staa », « Zaabig » oder « iez » zu setzen: « stah », « z' Abig oder « jetzt », somit die Mundart ge-

Der Kaffeejass (Wirtschaft in einem thurgaulschen Dorf)

Photo: Hans Baumgartner

wissermaßen als verkrüppelte Form der hochdeutschen Schriftsprache anzuprangern.

5.

Vor Zeiten jagten einem die theoretischen Physiker kalte Schauer über den Rücken, indem sie einen kommenden Endzustand der Erdoberfläche voraussagten, den sie Entropie nannten. Glatt wie eine polierte Kugel werde dann unsere Welt sein, ohne Höhen und Tiefen, ohne Gefälle und Steigung; denn alles Irdische strebe ja nach dem Fallgesetze dem Ausgleiche zu. Heute belächelt man jene Pultvisionen der Gelehrten und setzt neue kosmische Gewalten in Rechnung, die dem Ausleiern der Kräfte entgegenzuwirken imstande sein sollen. An jene müßigen Sorgen, die ein langweiliger, langsamer Weltuntergang weckte, denke ich heute zuweilen, wenn einen das östliche oder westliche Streben nach einer glattgestrichenen, ausgeglichenen, eintönigen Geistesebene das Gemüt verdüstern will: es sind gewiß Kräfte vorgesehen, die den Leist zerbrechen, über den unsere Eigenart in Lebensweise, Sitten und Sprache gleichmacherisch gehauen werden soll! Nicht wahr? es ließe sich ja denken, das Ziel der schaffenden Natur hätte auch sein können, sich in allem einmal Geschaffenen möglichst genau zu wiederholen und, einer Präzisionsmaschine gleich, nichts als genormte Qualitäten zu produzieren (ich wähle mit Bedacht diese gestanzten Fremdwörter!) und jede Abweichung vom Typ als Fehlleistung auszuschalten. Die Natur arbeitet nun Gott sei Dank nicht nach diesem Maschinen-Ideal, sondern hütet sich vor jeder geringsten Wiederholung, gibt beispielsweise unter Milliarden menschlichen Nasenlinien nicht zweien genau gleichen Schwung, sondern gefällt sich in unermüdlichen Spielarten und hat seit Jahrtausenden immer neue Einfälle, nicht allein im Hervorbringen von Nasenformen, Haarfarben, Geharten, persönlichsten Gebärden und Gerüchen, sondern auch in der Art, wie jeder Einzelne sich mitteilt oder wie er etwa seine Muttersprache spricht. Kurz, es muß der Schöpfung als Grundsatz gegolten haben: Vielfalt, Abwechslung, Kurzweil! Und tatsächlich bereitet es dem wachen Menschenkinde urtümliches Behagen, dieser Spielfreudigkeit mit allen seinen Sinnen erkennend nachzugehen; und tatsächlich erschüttert es dieses selbe Menschenkind aber auch, wenn es glaubt, ein Nachlassen und Erschlaffen dieser naturhaften schöpferischen Freude am Hervorbringen feststellen zu müssen.

Unerhört ist und ans Wunderbare grenzt das Vertrauen und die großväterliche Langmut des Schöpfers und Welterhalters, der es uns, seinen Kreaturen, überläßt, diese stets sich erneuernde Vielfalt je nach unserer Laune und unserer Einsicht entweder läppisch zu hemmen oder dankbar zu fördern. Die heute zutage tretende Gleichmacherei, so finden die Besorgten, sei des Teufels. Sie kommt ihnen als heimtückisches, eunuchisches Abschnüren des Lebensfadens vor, als ein perfides heimliches Töten, und sie hören das Kichern des Widersachers aus dem kauderwelschen Mischmasch der weltläufigen Schwätzer. Mit jedem ehrwürdigen Mundartwort geht ihnen nämlich ein Stück irdischer Schönheit und überirdischen Reichtums unter.

H. BÜHLER

Der Verfasser, Lehrer am Städtischen Progymnasium in Bern, zeigt, daß die Verhältnisse im Kanton Bern etwas anders liegen als in der Ostschweiz.

Max Groß bringt zweifellos viel Richtiges vom Wert unserer Muttersprache (Mundart).

In der Ostschweiz mag die Problematik sich so zeigen, wie der erwähnte Artikel darlegt. Für die Berner, Solothurner und

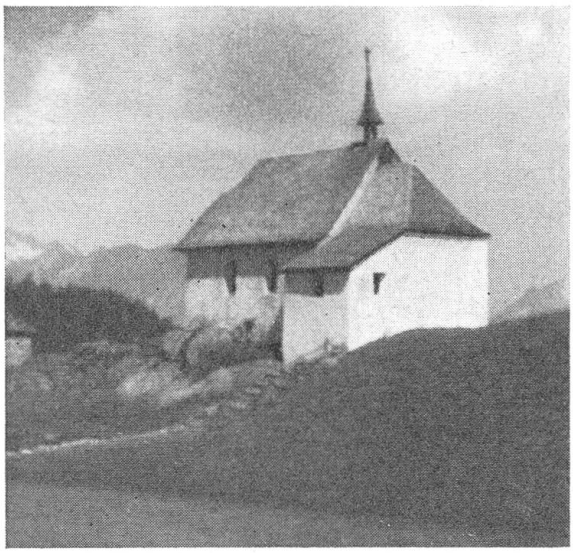
Beim Coiffeur (am inzwischen abgebrochenen Unteren Mühlesteg in Zürich)

Photo: Jakob Tuggener

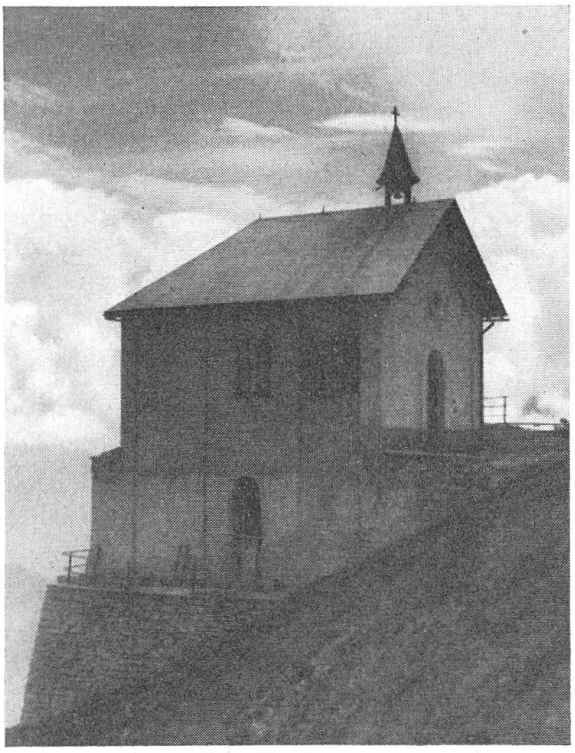
Basler, auch für die deutschsprachigen Walliser und Freiburger stellt sich aber eine ganz andere, wesentlichere Frage, deren Lösung von größter Tragweite für unser eidgenössisches Leben ist.

Neben der Auseinandersetzung Mundart—Schriftsprache kommt je länger, desto deutlicher ein neuer Kampf um die Sprachgrenze Deutsch—Welsch in Gang. Die Offensive ist dabei nicht etwa von den Deutsch-

ZWEI KAPELLEN IM WALLIS



Kapelle Bettmeralp.



Kapelle beim Hotel Jungfrau ob Fiesch.

Aus dem Photowettbewerb des Schweizer Heimatschutzes.
Aufnahmen: Otto Schubert.

Bergkapellchen. Vorbildlich ohne unnötige Terrassierung in das unverletzte, natürlich bewegte Gelände gestellt. Als Steinbau ist das kleine Gotteshaus gegenüber den hölzernen Alphütten durch das Schindeldach ausgezeichnet, aber doch wieder den Holzbauten verwandt. Die Oberfläche des Schindeldaches hat eine gewisse Stofflichkeit und Weichheit wie ein Tierfell, die Kanten sind zart geschweift.

Auch diese Kapelle ist geschickt in den Abhang eingebaut. Das Blechdach nimmt ihr aber alle Würde. Die Oberfläche wirkt trotz der Wellung scheibenhaft, unstofflich, und deshalb erscheint das Dach zu leicht. Die Flächen sind geometrisch-starr, die Kanten schneidend scharf. Das Blechdach gibt dem Kapellchen einen technischen, fast garagenmäßigen Anstrich.

schweizern ausgegangen, wie übrigens die berühmte Jurakrise gezeigt hat, die den unterirdischen Kampfplatz blitzartig erhellte.

In diesem sich neu stellenden Kampf hat man in Bern den Wert der Mundart wieder mehr erkannt; lange vor der Jurakrise übrigens, in der von welscher Seite unser schönes Berndeutsch des öftern in freundeidgenössischer Weise kurzweg als eine Art Negerdeutsch (négro-dütsch) bezeichnet worden ist.

Die Rufe, die Mundart als Schulsprache vermehrt heranzuziehen, sind *nicht* ungehört verhallt. Der Kanton Bern hat in seinen neuen Sprachschulen der Mundartpflege recht breiten Raum gewidmet. Auf die verschiedensten Arten wird hier versucht, dem Kind den Reichtum, die Schönheit, die Zärtlichkeit, aber auch das Kräftige, Urwüchsige der heimischen Sprache bewußt zu machen.

Unter dem Titel: «Pflege deine Mundart!» ist in Übung 182 zu finden:

Wie reich ist deine Mundart, wenn sie die verschiedenen Arten des *Gehens* bezeichnen soll: Löüffele, träppele, stöffele, stünggele, pfösele, zäberle, beinle, düüßele, schlärpele, trampe, trappe, zottle, plampe.

Wie viele Ausdrücke besitzest du in deiner Mundart für den einfältigen Menschen? Wähle diejenigen aus, die in deiner Mundart gebräuchlich sind und suche noch einige dazu:
Lööl, Gööl, Lappi, Chlöti, Gali, Glünggi, Züttel, Tschaaggi.

Freilich kann man darauf entgegnen, auf Übungen komme es nicht an, der Geist sei es, der lebendig mache. Im westlichen deutschschweizerischen Gebiet ist dieser Geist, nicht zufälligerweise, am Erwachen.

*

Es ist interessant, den Zusammenhängen des Dualismus zwischen Mundart und Schriftsprache nachzugehen bis zu den Anfängen der neuhochdeutschen Sprache.

Es zeigt sich, daß zur Zeit der Reformation die Entscheidung fiel, ob wir uns vom übrigen deutschen Sprachgebiet abschließen sollten oder nicht. Die Zeit wäre damals sehr günstig gewesen zur Einführung einer eigenen gemeinschweizerischen Schriftsprache: der Schwabenkrieg hatte kurz vorher die Besinnung auf die Eigenart gebracht.

Zwingli und die Zürcher drängten darauf, die Zürcher Bibel in der ganzen Schweiz einzuführen. Die Berner aber erklärten, sie nähmen die Zürcher Bibel erst an, wenn die Zürcher auf ihre Zürcher Ausdrücke verzichteten. Das wollten diese nicht, und so entschlossen sich die Berner für die « ungefährlichere » Luther-Bibel.

Daß die Schriftsprache sich völlig durchsetzte, ist die Schuld von Gebildeten, Buchdruckern, Handelsleuten.

Als die Berner sich zur Einführung der Luther-Bibel entschlossen, ahnten sie wohl dunkel, daß mit der Annahme der Zürcher Bibel dem Berndeutsch in Kürze der Garaus gemacht worden wäre; die *zu nahe* Verwandtschaft hätte zweifelsohne das schriftlich fixierte Zürichdeutsch obenaus schwingen lassen, und mit der Berner Eigenart, dem Berner Charakter, wäre es zu Ende gewesen.

Ich selber bin fest überzeugt, daß die Mundart von entscheidender Bedeutung für Wesen, Gedankengut und Charakter unserer deutschschweizerischen Eigenart und Selbständigkeit ist. Den Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme fand ich während meiner Studienzeit an der Universität Genf. Damals ging mir auf, wie uniform ein Großteil der Westschweiz heute wirkt, wohlverstanden, im Verhältnis zur deutschen Schweiz. Mir tauchte immer wieder die Frage auf: Was wäre wohl aus unserm Lande geworden, wenn wir eine derart enge Sprachgemeinschaft hätten mit Berlin, wie sie die Westschweiz seit 150 Jahren hat mit Paris? Diese kulturelle Ausrichtung nach Paris — wir sprechen ja nicht zufällig von Genf als einem Klein-Paris — ist eine Folge der Aufgabe der eigenen, welschen Mundarten. Diese sprachliche Gleichschaltung geschah übrigens erst kurz nach der Befreiung der Waadt, auf Befehl der neuen, eigenen Regierung, die das « häßliche » eigene Welsch einzutauschen befahl gegen das « schönere » Pariser Französisch. Die Mundarten, die unter der Berner Herrschaft unangetastet geblieben

waren, verschwanden tatsächlich — und mit ihnen der schönste Teil der althergebrachten, eigenen Kulturwerte (Trachten, Volkslieder, Bauernkunst).

Wie sehr die allgemeine Nivellierung fortgeschritten ist, können wir auch daraus ersehen, daß der Dichter C. F. Ramuz, der wie kein anderer die Eigenart des Welschschweizers, wo sie sich ihm noch zeigte, bis ins Sprachliche darstellte, daß gerade dieser Dichter von vielen Welschschweizern mit den gleichen Argumenten abgelehnt wird, wie sie in Frankreich gebräuchlich sind: Ramuz könne nicht einmal recht Französisch, seine Werke seien überhaupt nicht französischen Geistes.

*

Kollege Max Groß erkennt die Bedeutung der Mundart zweifelsohne. Er möchte die Mundart als eigentliche Muttersprache zur Schulsprache erheben. Ein schwieriges Unterfangen! Wie schwierig, das zeigt uns folgende Überlegung.

Wollen wir nicht den Teufel (Schriftsprache) mit Beelzebub (Schulsprache) austreiben, so müßten vom ersten Schuljahr an ganz neue Lehrmittel geschaffen werden, Um der Gefahr der Verflachung, der Vereinheitlichung zu entgehen, die ja der Todfeind aller Mundart ist, müßten allein für den Kanton Bern an die 60 verschiedene Fibeln gedruckt werden. Damit würde man nur den wichtigsten sprachlichen Eigenarten Genüge tun, die heute noch bestehen, 450 volle Jahre nach Einführung der Luther-Bibel. Dazu müßten neue Lautzeichen geschaffen werden, um die auffälligsten Schattierungen darstellen zu können. Schier unüberwindliche Schwierigkeiten bestehen in grammatikalischer Beziehung und in der Rechtschreibung, wo es ohne schlimmste Vereinheitlichung einfach nicht ginge.

Mir drängt sich die Frage auf, ob es in der Ostschweiz gar so schlimm um die Mundart bestellt ist, daß man zu retten versucht, indem man die Schriftsprache angreift. Ist wirklich die Schriftsprache schuld an einer gewissen Bedrängnis der Mundarten ? Sind nicht vielmehr wir Lehrer ungenügend auf dem laufenden über das Verhältnis Mundart—Schriftdeutsch? Wäre die Erkenntnis der Zusammenhänge größer, so wäre auch die rechte Liebe da, um die beiden Stämme an unserm Sprachbaum richtig zu pflegen. Einblicke in das wunderbare Wachsen der Sprache zu gewinnen, wäre in den Seminarien sicher wertvoller als sich Werke zweit- und drittklassiger Literaturgrößen einzupauken.

Was Bern betrifft, kann ich versichern, daß immer mehr getan wird zur Pflege der Sprache; die Besinnung auch auf den Wert der Mundart ist im Wachsen.

In den ersten zwei Schuljahren wird in den Berner Schulen fast ausschließlich Berndeutsch unterrichtet, im dritten und vierten überall da, wo es sich um mehr Gemüthaftes handelt. Im Handarbeiten und im Handfertigkeitsunterricht wird in allen Schuljahren nur Mundart gesprochen, ebenso im hauswirtschaftlichen Unterricht.

Im übrigen muß deutlich gesagt sein, daß die wirksamste Pflege der Mundart in allererster Linie Sache der Familie, des Freundeskreises ist, da ja für uns die Mundart doch als die Sprache des Herzens gilt.

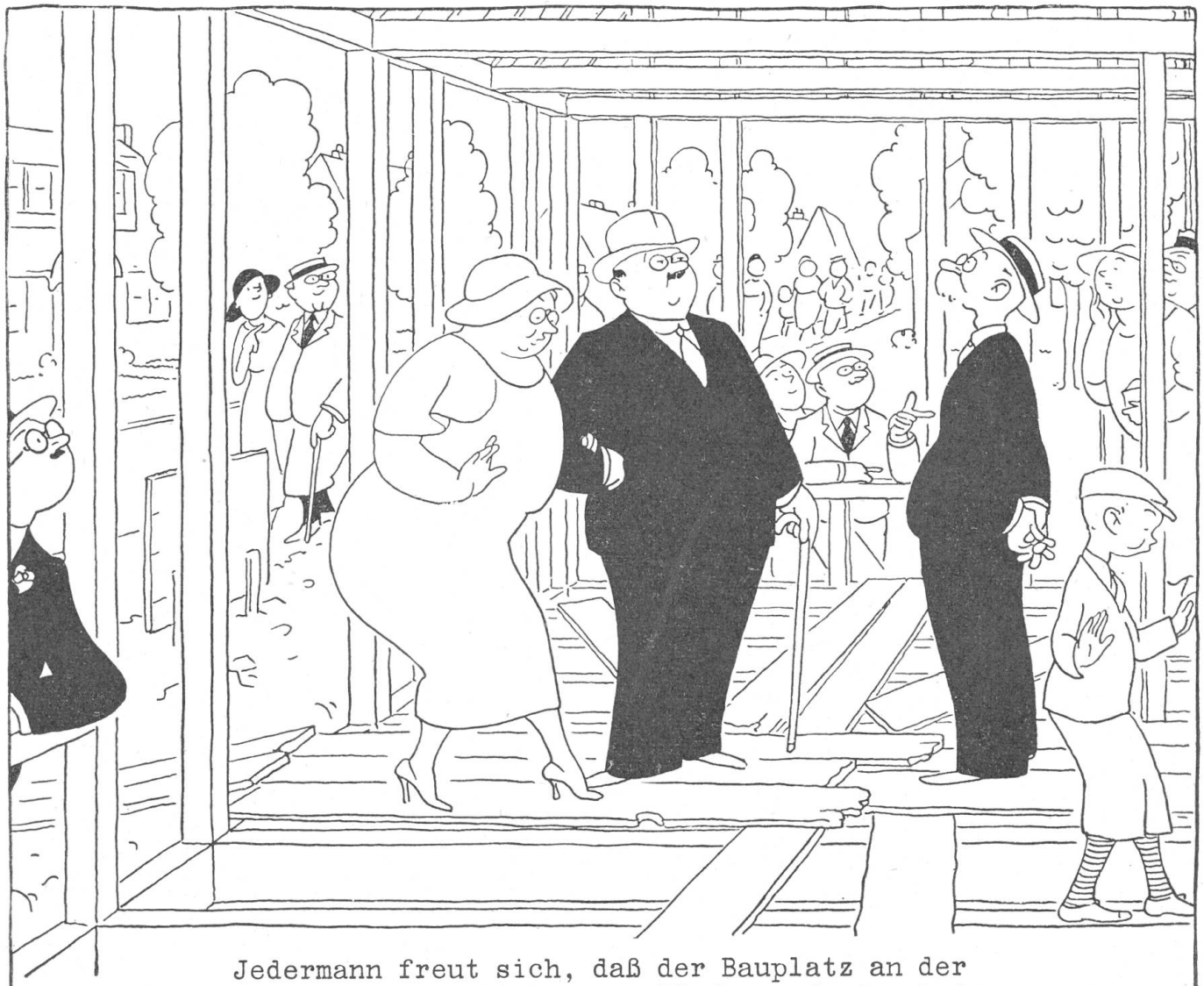
Die Schule, soll sie ihre wichtige Aufgabe recht erfüllen, kann nicht verzichten auf die sorgfältige Pflege der Schriftsprache, die nun einmal seit der Reformation immer mehr dazu bestimmt worden ist, das allgemeine Verständigungsmittel geistig-kultureller Auseinandersetzung zu sein.

Zum Beschluß ein paar Sätze von Otto von Greyerz, die mir sehr richtungweisend zu sein scheinen:

« So lebten wir Kinder in zwei Geisteswelten dahin, in der Mundart und der deutschen Gemeinsprache; jene traulich und selbstverständlich, ganz ausgefüllt mit Gegenständen des alltäglichen Gebrauchs, zum Teil liebwertes Vätererbe, wie eine behagliche Wohnstube; diese, fremder und kühler, einer feierlichen Halle ähnlich, in der der einzelne, im Gefühl seiner Be-

schränktheit und Unbedeutendheit, mehr zu horchen als mitzureden bestimmt ist. Der Unterschied war so groß, daß er jede Vermischung ausschloß. Die Mundart war die Verkörperung der lieben Heimat, die Schriftsprache die eines geistigen Vaterlandes, dessen Umfang und Wesen wir bloß ahnten und in das wir zu verschiedenen Fenstern hineinguckten, ohne uns (schon) so recht hineinzuwagen.»

Höhepunkte des Lebens



Jedermann freut sich, daß der Bauplatz an der Gartenstraße endlich einen Käufer gefunden hat. Es ist für die ganze Nachbarschaft ein schönes Sonntagsvergnügen, durch den Neubau zu spazieren, kritische Bemerkungen anzubringen und auszurechnen, wieviel billiger man selbst seinerzeit gebaut hat.